

Geschichte Der Schweizer Historiker Manuel Menrath dokumentiert die Ungerechtigkeit und das Leid, das die Staatswerdung Kanadas für Indigene bis heute bedeutet

«Ich verstehe das Wort «Entdeckung» nicht»

Manuel Menrath: Unter dem Nordlicht. Indianer aus Kanada erzählen von ihrem Land. Galiani 2020. 480 S., um Fr. 40.-, E-Book 25.-.

Von Katja Schönherr

Eigentlich war dieses Buch als Habilitationsschrift gedacht. Doch bei seinen Recherchen zur Situation indigener Menschen in Kanada stiess der Schweizer Historiker Manuel Menrath recht bald auf ein Problem: «Während ich mich in meiner bisherigen Forschung mit verstorbenen Individuen und der Vergangenheit beschäftigt hatte, lebte ich auf einmal mit Menschen aus Fleisch und Blut zusammen. Dadurch wurde ich auch mit ihrer unsäglichen Armut und ihrem Leiden konfrontiert.» Das Leben in den Reservatsdörfern erinnerte ihn an Zustände, die er von Drittweltländern her kannte. Am meisten betroffen machte Menrath die hohe Selbstmordrate unter indigenen Kindern und Jugendlichen. In einem Reservat, das er besuchen wollte, hatte sich gerade ein zwölfjähriges Mädchen erhängt.

Die notwendige wissenschaftliche Distanz zu seinen «Forschungsobjekten» zu wahren - das wurde für Manuel Menrath unmöglich. Er konnte es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren, über diese «humanitäre Katastrophe», die sich in einem der reichsten Länder der Welt abspielt, eine «nüchterne wissenschaftliche

Qualifikationsschrift zu verfassen». So entschloss er sich gegen die Habilitationsschrift und für ein Sachbuch. Ein Buch, in dem die Angehörigen indigener Nationen selbst zu Wort kommen und von ihren Vorfahren und ihrem Alltag erzählen. Ein Buch, in dem der Autor auch eigene Erlebnisse und Empfindungen während seiner Aufenthalte in Nordamerika thematisiert.

Soziale Misere

Einmal besuchte Menrath eine Party, bei der nur Kanadier mit europäischen Wurzeln anwesend waren: Eine Frau, «offensichtlich auf Smalltalk eingestellt», sagte, sie wünschte, in ihrer Stadt lebten keine Indianer mehr. Dann wäre es sicherer, es gäbe weniger soziale Probleme. Bei dem Geschichtswissenschaftler, der sich gerade intensiv mit den Ursprüngen der indigenen Misere befasste, war sie damit natürlich an der falschen Adresse. Ihm platzte der Kragen: «Ich fuhr die Frau an und wollte von ihr wissen, ob sie eine Ahnung habe, auf welchem traditionellen Territorium dieses Haus stehe, in dem diese Party stattfindet, und seit wie vielen Generationen sie denn hier bereits Vorfahren habe, dass sie sich das Recht nehme, so einen Schwachsinn von sich zu geben.»

Nach Abklingen seiner Rage gelang es Menrath, in Ruhe mit der Frau zu sprechen: «Rasch merkte ich, dass betreffend indigener Geschichte sowie der eigenen kolonialen Vergangenheit nur rudimentäre Kenntnisse vorhanden waren. Das



scheint bei vielen Kanadiern mit europäischen Wurzeln der Fall zu sein. Folglich bilden sie sich ihre Meinung aufgrund täglicher Erfahrungen. Sie sehen, dass die Mehrheit der Obdachlosen auf den Strassen Indianer sind. Zudem sind die sozialen Probleme wie Armut, Alkoholabhängigkeit und Drogenmissbrauch bei der indischen Bevölkerung offensichtlich. Doch den genauen Ursachen gehen nur wenige auf den Grund.»

Dies tut nun also ein Schweizer. Manuel Menrath arbeitet am Historischen Seminar der Universität Luzern. Mit Indianern befasst er sich nicht zum ersten Mal: In seiner Doktorarbeit beschrieb er, wie Missionare aus der Schweiz versuchten, Sioux-Angehörige zum Katholizismus zu bekehren. Thematisch ist Menrath jetzt von den USA aus weiter gen Norden gewandert: in die kanadische Provinz Ontario, die grösser ist als Frankreich und Spanien zusammen. Heute leben etwa 40 000 Indianer auf diesem Gebiet. Sie gehören vornehmlich den ethnischen Gruppen der Cree, der Oji-Cree und der Ojibwe an, die jeweils eine eigene Sprache sprechen.

Den Begriff «Indianer» verwendet Menrath übrigens, weil er ihn «für in der deutschen Sprache vertretbar» hält. Im Deutschen sei er nicht rassistisch aufgeladen und unterscheide sich, anders als im Englischen, von «Indier». Meist zieht er in seinen Ausführungen aber die Eigennamen der jeweiligen Gruppe vor, zumal auch die offizielle kanadische Bezeichnung «First



FOTOS: MANUEL MENRATH



Esther Beardy, Mitglied der Cree, näht traditionelle Mokassins.



Cree-Mitglied Allan Beardy versieht Landkarten mit indigenen Ortsnamen.

Nations» nicht alle Indigenen akzeptieren: Laut ihrer Weltanschauung seien sie nicht einfach zuerst gekommen, sondern in Nordamerika erschaffen worden.

«Ich verstehe das Wort «Entdeckung» nicht, vor allem wenn man bedenkt, dass sich Kolumbus verirrt hatte. Dabei waren wir schon immer hier», zitiert Menrath einen seiner Gesprächspartner und macht somit die eurozentristische Schlagseite der kanadischen Geschichtsschreibung deutlich. In deren Zentrum steht der Aufbau der Nation seit dem 19. Jahrhundert. Was davor war, wird ausgeblendet. Und der Umgang mit den ursprünglichen Bewohnern wie den Indianern und den Inuit sowieso. Erst seit wenigen Jahren fließt die indigene Perspektive allmählich ein.

Aus über 100 Interviews, die Menrath geführt hat, ist es ihm gelungen, eine umfassende Chronik der Indigenen von Ontario zu generieren. Er beschreibt zunächst ihre Lebensweise vor der Ankunft der Europäer - und zwar, ohne zu verklären. Denn auch damals gab es Hungersnöte und kriegerische Auseinandersetzungen. Zudem war der Alltag hart in dem unwirtlichen, subarktischen Klima mit seinen langen Wintern und Temperaturen von bis zu minus 40 Grad Celsius. Letzteres führt der Historiker auch immer wieder gegen das Vorurteil ins Feld, indigene Menschen seien «von Natur aus faul»: In einer solchen Umgebung über Jahrtausende zu überleben, das geht nur mit einem ausgeklügelten System zur Alltagsbewältigung,

Cree-Chief Edmund Metatabin mit seinem Motorboot auf dem Albany River.

in dem alle mit anpacken. So profitierten die ersten Europäer, die in Ontario ansässig wurden, auch stark vom Wissen der Indianer. Vor allem beim Pelzhandel gab es zunächst sogar Partnerschaften auf Augenhöhe.

Doch die kooperative Phase währte nicht lange. «Die europäische und die indianische Kultur waren derart verschieden, dass ein interkulturelles Verständnis praktisch unmöglich war. Während für die Europäer Landbesitz, Privateigentum und Gewinnmaximierung kapitalistische Wirklichkeiten waren, stellten sie für die Indianer Elemente einer fremden Welt dar», schreibt Menrath. So war es für Indigene undenkbar, dass man Land «besitzen» kann - was wohl auch dazu geführt hat, dass sie manches Abkommen mit den Weissen zur gemeinsamen Landnutzung überhaupt geschlossen haben.

Zwang zur Sesshaftigkeit

Die Handelsgeschäfte zwischen Indianern und Weissen wurden meist mit Brandy begossen. Die erste Abhängigkeit entstand. Auch hatten die Europäer Schusswaffen und Munition ins Land gebracht, die viele Indianer bald nicht mehr missen wollten, was sie zu weiteren Tauschgeschäften mit den Neuankömmlingen zwang. Eine Abwärtsspirale setzte sich in Gang. Christliche Missionare verursachten Glaubenskrisen und säten Zwietracht innerhalb der indigenen Gemeinschaften. Und strenge Fangquoten brachten Hun-

ger, so dass die Indianer zunehmend auf Zuwendungen durch die Siedler angewiesen waren. Diese wiederum knüpften ihre «Almosen» an eine fatale Bedingung: das Sesshaftwerden. Die Indigenen wurden in Reservate gedrängt; selbstredend handelte es sich bei den zugewiesenen Gebieten um keine, in denen man gewinnbringende Rohstoffe vermutete.

Detailliert dröselte Menrath die historische Entwicklung auf, die zu den heutigen Problemen geführt hat. Eines der grössten Traumata für die indigene Bevölkerung waren die sogenannten Residential Schools: Internate zur Umerziehung. Getrennt von ihren «unzivilisierten» Eltern, sollten die Kinder ab den 1880er Jahren nach euro-kanadischen Massstäben assimiliert werden. In diesen Schulen litten sie Hunger, wurden geschlagen, gequält, sexuell missbraucht. Die Zeitzeugenberichte zu diesem Thema sind besonders aufwühlend. Erst 1996 wurde die letzte Residential School geschlossen.

Das ist überhaupt ein Punkt, der beim Lesen dieses 480 Seiten starken Werks immer wieder ins Bewusstsein rückt: Die schlimmsten Drangsalierungen der indigenen Bevölkerung haben sich erst in den vergangenen 150 Jahren abgespielt. Sie sind nicht lange her. Insofern hat Manuel Menrath mit «Unter dem Nordlicht» eine Geschichte der Gegenwart geschrieben. Es bleibt zu wünschen, dass die indigenen Stimmen über den Umweg Schweiz auch einen Echoraum in Nordamerika finden. ●